

Die Seite der Frau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **106 (1980)**

Heft 41

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

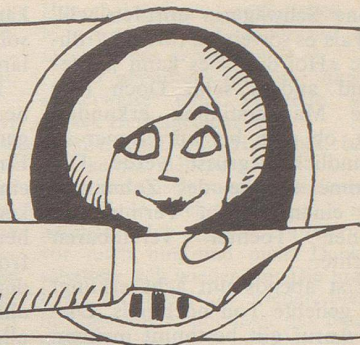
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau



Wende

Ruhe. Schweigen. Kein Kommentar. Diesmal nicht. Keine Stellungnahme; denn meine Stellung fände sich auf der «falschen» Seite. Kein Wort. Kein Satz. Tun, als sei nichts geschehen.

Die Vernunft walten lassen. Gefühle unterdrücken. Der selbst auferlegten Pflicht zum Engagement nicht nachkommen. Auskommen mit Informationen, ohne Erklärungen beizusteuern.

So dachte ich. Während Wochen und Monaten. Ich verlor meine passive Haltung nicht, als die Zürcher Jugend auf die Strasse ging. Als sie Forderungen stellte – und durchsetzte. Ich schaute (am Bildschirm) zu, als die Kämpfe mit den Ordnungshütern tobten. Ich war erschreckt, erbittert, erschüttert. Ich traute meinen Sinnen kaum. Und der Vernunft der direkt Beteiligten überhaupt nicht. Ich verfolgte stumm die Eskalation der Gewalt. Ich registrierte heimlich Verfehlungen – hüben und drüben.

Ich wartete ab. Und hoffte. Auf das Verständnis von Menschen für Menschen. Auf den guten Willen Alter und Junger. Ich nahm Anteil, ohne teilzunehmen. Ich war kritischer Beobachter – nur dies.

Jetzt bin ich betroffen. Getroffen vom Mittel der Macht, gegen die ich mich nie offiziell aufgelehnt habe. Jetzt suche ich Ausdrücke. Ich will berichten:

Abend. Feierabend. Die sehnlich erwartete Zeit nach mühevollen Arbeitsstunden. Ich winde mich durch die Menge im Zürcher Hauptbahnhof. Strebe Gleis 15 entgegen. Erreiche es nach mehreren Kollisionen fast heil.

Der Perron erscheint mir merkwürdig leer. Wo die Pendler, die Touristen, die Vergnügungsfahrer bleiben? Da entdecke ich sie: Mensentrauben, die, knapp neben dem hintersten Gleis, am Strassengeländer hän-

gen. Ungezählte Köpfe, Schöpfe, weisse Häupter, Glatzen – alle in dieselbe Richtung gedreht. Was die Leute beobachten? Ich mag nicht gaffen, aber die Neugierde nagt. Ich gehe weiter. Sehe die gleiche Erscheinung. Körperklumpen auf dem Trottoir, zwischen den Häusern jenseits des Asphaltstreifens. Ein schrecklicher Unfall, der die Faszination des Grauens verbreitet? Ich rate, rätsle... bis mich die Lösung ereilt.

Meine ohnehin erkältet-gereizten Augen beginnen zu brennen. Nase und Gaumen signalisieren ätzende Attacken: Tränengas! rufe ich. – Eine Demonstration.

Ich wünsche den Zug herbei. Darf ihn bald darauf besteigen. Ein Umsichtiger schliesst sämtliche Fenster, doch die Nachkommenden realisieren nichts oder denken wenig. Die Scheiben gleiten abwärts, das Gas dringt ein. Ich äussere keinen Ton. Mir hat es die Stimme verschlagen.

In meinem Körper sammelt sich eine unheimliche Wut, die mich lähmt. Nur meine Blicke bleiben rege. Wandern zu dem Stück Gasse gegenüber. Ihr entspringen einzelne Jugendliche. Mehr folgen. Immer mehr. Zwei Mädchen flitzen um die nächste Ecke. Rennen, als liefen sie um ihr Leben. Die Polizei kann nicht mehr weit sein, vermute ich, da erscheinen die martialischen Gestalten schon an der Sichtgrenze: gemessenen Schrittes, helmgeschützt, schildbewehrt – ein Korдон ungebrochener Herrschaft.

Mein Zorn braucht Luft. Sucht sich zu artikulieren. Ich fluche laut. Jemand legt beschwichtigend die Hand auf meine Schulter. Ich halte an mich. Bin dankbar für den schützenden Eisenbahnwagen.

Er beginnt zu rollen. Hinweg von der Stätte des Missbehagens, dem Ort der Verzweiflung. Vorbei an Häusern im Sonnenuntergangsglanz.

Am Himmel erscheint eine Schweizerfahne. Heil dir, Helvetia!

Zürich im Herbst. Ilse

Falsch verbunden

Morgens um sieben klingelt das Telefon. Verschlafen melde ich mich, worauf mich ein Herr in reinstem Hochdeutsch anspricht und bei mir einen Rasenmäher kaufen will. Er erklärt mir lang und breit ein bestimmtes Modell, und meine Einwände, dass es bei mir keine Rasenmäher zu erwerben gibt und dass er falsch verbunden sei, werden einfach ignoriert. Er beharrt auf seinem Kauf und will meinen Mann sprechen. Jetzt verliere ich die Geduld und sage, das sei unmöglich, weil er nämlich soeben den Rasen mähe...

Nach neun schrillt der Kasten wieder. Ich melde mich, und da schimpft in unverkennbarem Dialekt ein Appenzeller, er müsse das Fräulein Knödler haben. Bei

mir gebe es die Dame nicht, sage ich freundlich, und er sei falsch verbunden. Was er denn tun solle? Es sei wegen dem Lisi aus Teufen, und er müsse unbedingt dem Fräulein Knödler davon berichten; und was ich denn meine mit falsch verbunden? Geduldig erkläre ich ihm die Sache und hänge auf. Zwei Minuten später ist er wieder am Draht und fragt gleich, ob er jetzt richtig sei. Also: das Ganze von vorn! Er hört aufmerksam zu, und als ich fertig bin, fragt er schüchtern, ob ich jetzt endlich das Fräulein Knödler holen wolle...

Eine Viertelstunde danach läutet das Telefon, und ich melde mich tatsächlich mit Knödler. «Entschuldigung, falsch verbunden», sagt meine Gotte Alice und hängt auf. Meinetwegen! Ich habe ohnehin genug. Dann fällt mir ein, dass punkt halb zwölf



meine Schwägerin anrufen will, und als es soweit ist, rufe ich fröhlich: «Hoi du» – es kann ja niemand anders sein. Doch eine tiefe Männerstimme erkundigt sich, ob man bei mir immer so freundlich begrüsst werde. Die Stimme ist die des Zahnarzts, der einen andern Termin mit meiner Tochter vereinbaren möchte.

Erst abends um acht erklingt der geliebte Ton nochmals. Dieser Anruf gilt bestimmt meinem Mann, und er nimmt denn auch ab. «Wie bitte? Nein, nein, hier ist nicht Knödler ...» «Falsch verbunden», sagt er achselzuckend zu mir. Ich weiss. Ich kann nur zurückzucken. *Leni Kessler*

Goldgräber

Es ist keine Grippe, die uns erwischt hat. Aber ähnlich einer Krankheit packt es uns über Nacht, immer um dieselbe Jahreszeit, und hält uns zwei bis drei Wochen gefangen. Das muss im Quartier liegen. Wir wohnen am Stadtrand, einen Steinwurf weit vom Wald entfernt.

Ganz harmlos fing es einst an. Eines sonnigen Spätsommernachmittags rief mich meine Nachbarin. – Sie gehe in den Wald, Beeren zu sammeln. Ob wir mit-

kämen, das Kind und ich. Wir sollten Gummistiefel und alte, langärmlige Kleider anziehen!

Belustigt ob ihres Eifers und neugierig, ob sich das Unterfangen lohnen würde, folgte ich ihrer Einladung. Unterwegs hob sie einen handlichen, starken Stecken vom Boden auf. Im Wald herrschte ein emsiges, farbenfrohes Treiben. Frauen und Kinder, auch vereinzelte Männer, alle mit fröhlichen Gesichtern, alle ausgerüstet mit Körbchen, Kesseli oder Plasticbehältern, belebten ihn. Eine Frau kam uns entgegen, das Fahrrad neben sich herstossend. Auf dem Gepäckträger war ein Körbchen voller Beeren angebunden. Sie erkannte uns, blieb stehen und lachte. Eigentlich brauchte sie dieses Jahr nicht in die Beeren zu gehen, sie habe noch genügend letztjährige Konfi, erzählte sie, zwanzig Kilo hätte sie heimgebracht. Die Familie protestiere zwar, sie hätte gerne Abwechslung, doch wenn man bedenke, dass das Kilo im Laden acht Franken gekostet habe ... Die Beeren im Körbchen seien nur «für den Glust», sie könne einfach nicht anders. Ich staunte.

Meine Nachbarin steuerte auf ein Dickicht zu. Ihr Stecken wurde zum Buschmesser. Sie hieb Brennesseln nieder, schob Dornen und Zweige beiseite und bahnte sich so einen Weg. Wir folgten ihr. Vor einem dicken Baumstamm, der ganz von Brombeergestrüpp umgeben war, hielt sie an. Aus ihrer umfangreichen Tasche förderte sie zwei Kesseli zu Tage. Eines sei für mich. Wieder trat der Stecken in Aktion. Sie zauberte damit Beeren hervor, wo ich nur Blätter gesehen hatte. War ein Platz abgeerntet, suchten wir einen neuen auf. Die Nachbarin entwickelte einen ganz besonderen Spürsinn.

Ihr Kesseli war unversehens voll, meines kaum zu einem Viertel. – Wir könnten in zwei Tagen wieder gehen, wenn ich wollte! – Und ob ich wollte! Ich war angesteckt, mein Ehrgeiz erwacht. Seither kann auch ich nicht mehr anders. Jedes Jahr um dieselbe Zeit zieht es mich mit Gewalt hinaus in den Wald. Ich kundschaftete Plätze aus, betrachte argwöhnisch die Taschen der anderen Waldgänger. – Ob mein Platz wohl unentdeckt bleibt? Wenn ich abends im Bett die Augen schliesse, gaukeln unzählige Zweiglein voller Beeren vor meinen Augen.

Einmal hatte ich besonders viel Glück. Der Platz war unauffällig, durch Zufall war ich darauf gestossen. Die Beeren waren glänzend schwarz und süss und beinahe so gross wie Gartenbeeren. Ich frohlockte, musste meine Beute jemandem zeigen. Eine andere Nachbarin stand im Gar-

ten. Sie bewunderte meine Beute gebührend. – Das sei etwas Besonderes, diese Beeren aus dem Wald! Früher sei sie auch immer hingegangen, aber jetzt traue sie sich nicht mehr, sie sei eben schon achtzig und fühle sich oft schwindlig. – Ich reichte ihr die Beeren über den Zaun, ich konnte ja noch mehr holen. Sie freute sich, aber ich wusste: es war nicht dasselbe. Etwas fehlte.

Vielleicht empfindet ein Goldgräber ähnlich. Reiz hat die Suche selbst und der Triumph, wenn man fündig wird. – Oder ist es am Ende ein Urtrieb, der aus den Tiefen unseres Unterbewusstseins aufgetaucht ist und uns zwingt, Nahrung zu beschaffen?

Ruth

Die Unruhestifterin

Die Amsehn sind alle weg. Ueberhaupt sind keine Vögel mehr da. Und das alles wegen dieser getigerten Katze aus der Nachbarschaft! Das stellte in grösster Erregung meine greise Nachbarin mit den schlohweissen Haaren fest. Der Zorn liess sie erbeben, und sie schimpfte und wettete: «Jeden Tag sehe ich diese Tigerkatze mit einem erjagten Vogel um die Ecken schleichen. Hätte sie zu Hause genug zu fressen, würde sie die Vögel in Ruhe lassen.»

«Das Jagen von Vögeln liegt in der Natur der Katzen», versuchte ich zu beschwichtigen. «Tiere kennen kein Erbarmen; eines frisst das andere. So frisst die Katze ausser Vögeln ja auch Mäuse, die uns zur Plage werden.»

«Genau das soll sie auch. Das ist ihre Aufgabe», sagte die Aufgeregte erbittert. «Aber Vögel? Nein, die haben Federn und keine Haare; sie sind farbig und nicht bloss grau!» Zum Fernhalten der Katze, zumindest vom eigenen Stück Hausmauer und Vorgärtchen, kaufte die Ergrimmte in der Drogerie ein Mittel, auf das Katzen allergisch reagieren. Sie sprayte, was die Dose hergab. Die Tigerkatze machte fortan einen Bogen um die «Schutzzone».

Unterwegs zur Post wurde ich von einer anderen Hausbewohnerin angehalten und auf Nachbars Tigerkatze angesprochen. «Was halten Sie von dieser Katze, sagen Sie? Die habe ich nämlich neulich sogar dabei erwischt, wie sie mir drei Tulpenknollen aus meinem Blumenbeet scharrte. Mit dem Besen habe ich sie fortgejagt.»

«Katzen haben ihre natürlichen Bedürfnisse», versuchte ich zu beruhigen. «Ja, aber nicht bei meinen Tulpenknollen», widersprach die Bekannte. «Sie hätte

HOTEL
savoy
BERN, Neugasse 26
Ihr Ziel Bern? Dann geruhsame Nacht im Savoy.
Stadtzentrum (1 Min. vom Bahnhof),
vollständig renoviert, grosse Zimmer mit
WC, Dusche oder Bad, Telefon, Radio.
Übernachtung mit Frühstück zu vernünftigen Preisen.
Inhaber: R. Tanner
Telefon 031/22 44 05, Telex 32 445

es ja auch anderswo erledigen können. Was würden Sie da machen?»

«Die Tulpenknollen wieder in die Erde stecken. Fertig. Ist es denn nicht erfreulich, dass Tiere aller Gattung unsere Umgebung beleben? Ausgesprochen tierliebend, wie ich bin, ist mir Katze was Vogel, Hund was Maus.» Das meinte ich.

Erbost und ausser sich war das junge Ehepaar in der Parterrewohnung, zu dem sich die fette Tigerkatze dreisterweise bei offenem Fenster in das Schlafzimmer wagte. Die beiden bezogen sofort die Betten frisch und saugten den moosgrünen Spanntepich gründlich ab, damit nicht ein Haar in ihrer Wohnung haften bleibe. Sie waren entschlossen, auf Hausfriedensbruch zu klagen. Aber die Besitzer der Tigerkatze «Süseli» nahmen die Drohung nicht ernst, und da gaben die «Kläger» auf.

Gestern fand ich «Süseli»: lang ausgestreckt auf dem Parkplatz. Als ich die Katze streicheln wollte, schnurrte sie nicht. Sie war tot. Unweit von ihr lagen Reste einer Wurst – mit Meta-Tabletten wie mit Speckstreifen gespickt.

Wer hat es getan?

In unserem Quartier wohnen nur nette Leute. *Myrtha*

Echo aus dem Leserkreis

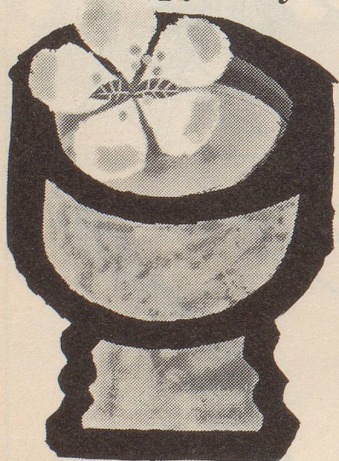
In Sachen Petete
(Nebenspalter Nr. 34)

Liebe Ilse

Ihr «Post festum» schliessen Sie knurrend mit den Worten «Lern dieses Volk der Zürcher kennen» und meinen damit vorerst einmal die zürcherischen Postbürobeamten.

Da muss ich Ihnen aber ebenso knurrend und postwendend widersprechen: Ueber unsere Petete lasse ich nicht mehr schimpfen. Ich habe vor einigen Tagen in diesem Sektor eine Sinneswandlung durchgemacht, und dabei bleibt's! Bisher habe ich diesem Dienstleistungsbetrieb gegenüber auf einem privaten Kriegsfuss gestanden, und zwar deshalb: Wir wohnen im 6. Stock, und neben der

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet